

JESS WALTER

Die finanziellen Abenteuer
des talentierten Poeten

JESS WALTER

Die finanziellen Abenteuer
des talentierten Poeten

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Stephan Glietsch

Karl Blessing Verlag

Die Originalausgabe THE FINANCIAL LIVES OF THE POETS
erschien 2009 bei Harper Perennial, New York



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Munken Premium Cream*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

Vollständige deutsche Erstausgabe 01/2013
Copyright © 2009 by Jess Walter
Copyright © 2014 by Blessing Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2014
Umschlaggestaltung: © Hauptmann und Kompanie, Zürich
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-89667-518-7

www.blessing-verlag.de

Für Anne, immer

*Dichter müssen träumen,
und das Träumen ist in Amerika kein Kinderspiel.*

1

NOCH EIN 7/11

Da sind sie wieder – die Kiffer-Kids, kaputte und bedröhnte Kids, fertig, rote Augen, trockener Mund breite Kids, durchstöbern enge helle Gänge so hungrig, wie sie high sind, fahriges Hände knüllen Scheine, die sie auf den Tresen werfen, so stoned und so stolz, als hätten sie das Highsein persönlich erfunden

Und hinter dem Tresen sucht der stets geduldige Rahjiv mit gesenkten Lidern meinen Blick. Während er den nächsten der kichernden, nach Patschuli müffelnden Kiffer bedient – Reese's-Piece-Riegel, Rubbellose, Red Bull und Tortilla-Chips mit Käse –, denkt Rahjiv vermutlich: *Diese Kids, was, Matt?* Oder vielleicht auch nicht, weil Rahjiv meinen Namen nicht kennt und ich kein Namensschild trage. Ich bin bloß dieser Typ mittleren Alters, der den Motor seiner

bronzefarbenen Familienkutsche laufen lässt, wenn er nach Mitternacht reinschaut. Wenn er nicht schlafen kann und vergessen hat, Milch im Supermarkt zu kaufen. Milch für die Frühstücksflocken der Kinder. Für morgens. Vor der Schule.

Die Milch kostet fast zwei Dollar pro Liter.

Heutige Immigranten wie Rahjiv sind schon seit Jahren ein politischer Rorschach-Test: Siehst du einen Turban und denkst *Terrorist*, bist du Republikaner. Denkst du *indischer Neurochirurg, beherrscht fünf Sprachen fließend, muss nach Mitternacht für einen Niedriglohn Idioten bedienen*, bist du Demokrat – wie ich. Natürlich habe ich nicht mehr Beweise dafür, dass Rahjiv mal Arzt in Delhi war, als irgendein texanischer Trucker dafür, dass er ein Bombenleger ist. Nach allem, was wir wissen, könnte Rahjiv auch in Indien in einem 7/11-Minimarkt geschuftet haben – so korrekt ist er mit dem Wechselgeld, so versiert tütet er Hostess-Kokosbällchen und Little-Debbie-Törtchen, Power Bars und Mountain-Dew-Dosen ein. »Nein, Alter ... warte mal. Schokomilch! Und Schweinekrustenchips!« Wieder entscheidet sich einer der Kiffer um, nachdem er einen zweiten Blick in die Gänge geworfen hat. »Und ooh, ooh! Cool: Tortilla Chips!«

Ganz egal, wann ich hierher komme, ich muss immer an meine eigenen Jungs denken, zu Hause in ihren Betten, noch ein paar Jahre von solchen Situationen entfernt (oder träumen sie bereits von Nächten vor der Slush-Maschine?).

Zwei tätowierte weiße Jungs in Seiden-Trainingsanzügen stellen sich hinter mir an. Ich werde ein wenig nervös und taste nach meiner Briefftasche. Der Dicke jongliert mit einer halben Palette Starkbierdosen, während sein Kumpel sich –

in sein Handy brüllend – Richtung Ausgang trollt. »Chulo! Du machst gar nix, bis wir da sind, klaro?« Die Tür schließt sich hinter dem telefonierenden Möchtegergangster. Ich stehe mit meiner Milchflasche endlich vorne in der Schlange – »He, Rahjiv« –, als am Getränkespender etwas gewaltig schiefläuft, worauf der Verkäufer und ich uns gleichzeitig dem hydroponischen Kreischen zuwenden, das tief aus der Grotte eines blauen Kapuzenpullis ertönt. Ein gepiercter Skater mit strähnigen Haaren, das Board auf den Rücken geschnallt, hat seine XXL-Sprite verschüttet und hält das nun für ... *die mit Abstand ... lustigste ... Sache ... der Welt*. Rahjiv nickt mir abermals resigniert zu. Zweifellos sehnt er sich danach zurück, im Zentralkrankenhaus von Mumbai Schädeldecken aufzusägen. Mit einer beiläufigen Bewegung zieht er meine Flasche über den Scanner.

Dann reicht er mir die Milch. Für die Jungs. Für ihre Frühstücksflocken. Am Morgen.

Sie kostet fast zwei Dollar pro Liter.

Immer wenn ich hierher komme, muss ich auch an meine Mutter denken. Auf dem Sterbebett war sie wie besessen von den Terroranschlägen in New York. Es war schrecklich mit anzusehen, wie sie von Panikattacken geplagt dahinsiechte und dabei mit dem Daumen auf die Morphiumpumpe einhämmerte, als vermochte diese ihr Leben zu retten – sie konnte es nicht. Ihre Angst vor dem Sterben manifestierte sich als Furcht vor Dingen, die sie gar nicht mehr zu fürchten brauchte: Straßenkriminalität, Erderwärmung ... und am meisten Terroristen und Flugzeuge. »Matt?«, fragte sie mich, kurz bevor sie starb. »Glaubst du, es gibt noch ein 7/11?« Ich dachte daran, sie zu

korrigieren, sagte aber nur: »Nein, Mom, es wird kein weiteres 7/11 geben.«

»Nette Slipper, yo«, sagt der Möchtegerngangster mit dem Handy, als ich mit der Milch den Laden verlasse. Er ist um die zwanzig, trägt eine durchhängende, haifarbene Jogginghose, das schwarze Haar glatt über die Ohren gekämmt. Am Halsansatz lugt ein aufwendiges Tattoo aus seinem T-Shirt. Und in aller Öffentlichkeit, direkt vor diesem Mini-market, bietet er mir ganz ungezwungen einen Zug aus seiner gläsernen Kawumman, einer kleinen, zigarettenförmigen Marihuanapfeife. Ich winke ab, wünsche mir aber fast, ich hätte es nicht getan. Es ist zwar mindestens fünfzehn Jahre her, doch ich stamme nicht aus einer von Martini schlürfenden Fettwänsten bewohnten Vorstadt – ich hatte durchaus auch meine wilde Zeit. Auf dem College nannten sie mich Grasfresser, weil ich diese Acapulco-Gold-Joints förmlich verschlungen habe, während Räucherstäbchen qualmten, das Schwarzlicht auf den Wänden flackerte und Pink Floyd durchs Studentenwohnheim dröhnte.

Oh, und genau genommen sind es gar keine »Slipper«, sondern sportliche Loafer, die ich im Laden von Nordstrom Rack gegen einen Geschenkgutschein eintauschte, als ich eine Strickjacke zurückgab, in der ich wie ein Großvater aussah. Natürlich erzähle ich das dem bekifften Jungen nicht. Ich lächle bloß, sage »Nein danke« und halte dann doch inne, statt einfach weiter zu meinem Wagen zu gehen. Vielleicht bin ich bloß neugierig auf diese ausgebuffte Pfeife ... vielleicht ist es der Geruch des Dope ... oder vielleicht ist es auch nur dieses wirbelnde Gefühl der Lockerheit, das ich verspüre. Aber ich zögere immer noch, als der fettere der

weißen Mächtegangster sich zu uns gesellt, die Baseballkappe mit dem kerzengeraden Schirm zur Seite gedreht. So stehen wir zu dritt in einem kleinen Halbkreis zusammen, wie Golfer beim Abschlag.

»He«, sagt der mit dem Halstattoo und der Pfeife, »der Typ hier kann uns zur Party fahren.«

Ich will ihnen gerade erklären, dass ich sie nicht fahren kann, weil ich nach Hause muss (und sie ein wenig gefährlich aussehen), als der Dicke mit der Kappe sagt: »Danke, Mann.« Als wäre er überrascht, wie cool ich bin. Und plötzlich möchte ich gerne cool sein. Dann fällt der Blick des dicken Jungen auf meine Hände, und er lacht.

»Scheiße, Mann. Warum kaufst du die Milch hier? Der Liter kostet fast zwei Dollar.«

Die Wolken hängen tief wie eine Zwischendecke, angestrahlt von den Lichtern der Stadt. Sie ziehen geräuschlos über uns hinweg. Und zwei kiffende Gangster in Trainingsanzügen steigen in meinen Wagen.

Ich habe mal gelesen, dass uns nur zu ängstigen vermag, was wir bereits fürchten. Dass unsere tiefsten Ängste der Erinnerung an irgendeine frühere, unerträgliche Angst entspringen. Wenn das stimmt, dann ist es vielleicht gut, dass meine Mutter nicht mehr lange genug gelebt hat, um ein weiteres 7/11 zu erleben.

»Nette Karre.«

»Danke.«

»Sitzheizung?«

»Mmm.«

»Fühlt sich komisch an. Als hätte ich mir in die Hose gepisst.«

»Yo, Alter, bestimmt hast du dir in die Hose gepisst.«

»Ich drehe sie runter.«

»Was für ein Wagen ist das?«

»Nissan. Maxima.«

»Was hast du dafür hinlegen müssen?«

»Oh. Nicht viel.«

Das stimmt nicht. Mit Winter-Bodenmatten, Kfz-Steuer und einer überflüssigen zweijährigen Wartungsgarantie hat mich der Wagen 31 256 Dollar gekostet. Und wegen verschiedener anderer Nackenschläge – versäumte Raten, sich daraus ergebende Geldbußen, Hypothekenzahlungen, Schuldenkonsolidierungen, diverse Familienkrisen und schließlich, zum denkbar ungünstigsten Zeitpunkt, der Verlust meines Jobs – bin ich nach zwei Jahren immer noch mit 31 000 Dollar in den Miesen. Für einen Wagen, der 18 000 wert ist. So stehe ich momentan da: knietief im Dispo.

»Mein Bruder hat mal einen Maxima geklaut«, sagt der Junge auf der Rückbank. »Oder einen Altima. Ich kann die nicht auseinanderhalten.«

Autodiebe. Nett.

Die beiden Kriminellen heißen Skeet und Jamie. »Jamie?«, frage ich den, der vorne sitzt.

»Ja, ohne Scheiß. Irre, oder?«, kommentiert Skeet von hinten. »Der Junge hat'n Mädchennamen.«

»Leck mich, Skeet«, erwidert Jamie. Er bietet mir erneut die Kawumm an, und ich bin von mir selbst überrascht, als ich diesmal zugreife. Ich möchte mir nur kurz den süßen Dopegeschmack in Erinnerung rufen. Oder vielleicht will ich mich auch vergewissern, was sie mit dem Zeug inzwischen so angestellt haben ...

Oh, offensichtlich einiges!

Ich kämpfe gegen den Hustenreiz an. Meine Nase läuft. Die Augen brennen. Jemand kompostiert Blätter in meiner Kehle. Schürft mit einer Schaufel in meinen Lungen. Wow.

»Gut, hä?«, fragt Jamie.

»Nicht schlecht«, keuche ich.

»Designerstoff, 'n Zehner das Gramm«, sagt Skeet.

Den nächsten Hustenanfall kann ich nicht unterdrücken. »Ehrlich?«

»Hundertpro«, erklärt Jamie und verfällt vor Erregung in einen Singsang. »In diesem Labor in British Columbia, dieser Nobelpreis-Typ? Spielt Frankenstein mit dem Zeug. Ist'n Fake, aber der Stoff haut immer noch ziemlich rein. Die können damit machen, was immer sie wollen, verstehst du? Dafür sorgen, dass es tausend Sachen mit deinem Kopf anstellt, yo.«

Ich denke, dass das wohl stimmen muss, denn ein paar der guten alten Wohnheim-Lungenzüge später bekommt mein Hirn einen Riss, aus welchem scheinbar mein Leben hinaussickert, denn ich erzähle Jamie und Skeet meine ganze Geschichte: Dass ich vor zwei Jahren einen guten Job als Wirtschaftsjournalist kündigte, um wider besseres Wissen eine Website für Poesie und Geldanlagen zu lancieren. Dass wir vom Einbruch des Immobilienmarktes überrollt wurden, gerade als mein seniler Vater bei uns einzog. Dass ich zu meinem alten Job bei der Zeitung zurückgekrochen bin, nur um auf den Tag genau vor acht Wochen gefeuert zu werden. Dass ich vierzehn Wochengehälter als Abfindung bekam und mir nun noch sechs Wochen bleiben, einen

neuen Job zu finden, weil vierzehn minus acht sechs ist. Dass es letzte Woche noch sieben waren und nächste Woche nur noch fünf sein werden, aber jetzt gerade

jetzt im Moment,
mit Skeet auf der Rückbank
und Jamie sitzt vorn,
genau jetzt, in eben diesem
Moment – und ich halt den Rauch
in der Brust, als könnt ich so
die Zeit anhalten – Jaaaaa ...

»... sind es sechs. Sechs Wochen.«

Und das ist noch nicht mal die dringendste Frist, die mir im Nacken sitzt: Ich habe noch ganze sieben Tage, um meine Altersvorsorge aufzulösen und 31 000 Dollar Restzahlung an die Bank zu leisten, oder ich riskiere, unser Haus zu verlieren. Es ist diese dräuende zweite Frist, erzähle ich den Jungs, die mir vor Panik die Kehle zuschnürt, während ich verzweifelt die immer rarereren Stellenanzeigen durchforste, mit zitternden Händen Antragsformulare ausfülle und hoffe, dass die Kollegen, die ich in meiner Vita als Referenz anführe, nicht auch schon entlassen wurden. Und ich berichte ihnen, wie ich – dieser Part ist mir gerade erst bewusst geworden – es geschafft habe, diese beschissene Situation mittels eines weiteren Problems noch zu verschärfen, denn: »Selbst wenn ich jetzt irgendwie ein Bewerbungsgespräch kriege, unterziehen sie mich womöglich einem ...«

»... Drogentest!«, jöhlt Skeet von der Rückbank und lacht

und lacht und lacht. Ich höre auf zu lachen, doch er lacht weiter.

»Keine Panik, Slippers«, sagt Jamie, »es gibt tausend Wege, einen Urintest auszutricksen.«

»Pekannüsse«, ruft Skeet von hinten.

»Pekannüsse?« Jamie dreht sich zu ihm um.

»Ich glaub, ich hab in Oprahs *O Magazine* was über so 'ne Art Pekan-Diät gelesen ...«

»Scheiße, woher soll ich wissen, was du gelesen hast? Und warum zur Hölle sollte Oprah Winfrey darüber schreiben, wie man einen Drogentest besteht?«

»Alter, Oprah schreibt das O nicht. Es gehört ihr bloß.«

»Und warum liest du diesen Schrott?«

»Meine Mom liest den Mist, yo ... keine Ahnung, vielleicht stand's ja auch in *People*.«

»Du bist doch bescheuert, du Arsch.«

»Du bist bescheuert.«

»Du bist bescheuert.«

»Du bist bescheuert.«

»Du bist so bescheuert, du bist mit dem Behindertenbus zur Schule gefahren.«

»Du weißt genau, dass das bloß wegen meiner Verhaltensauffälligkeit war, yo.«

Ich bin offensichtlich high, denn dieses Gespräch erscheint mir keineswegs absurd.

Jamie winkt ab und dreht sich wieder nach vorn. »Hör nicht auf den Scheiß, Slippers. Um den Urintest zu bestehen, musst du dir einfach nur ein paar von diesen Pillen besorgen. Du weißt schon ... online.«

Du nicht auch noch, Jamie. Fall nicht auf die Online-Lüge

rein. Darauf, dass alles, was wir brauchen, mit einem Maus-klick zu haben ist: all die schillernden Informationen, die Anmachtipps der Promis, Homevideos von stolpernden dicken Menschen, Pornografie, Anlage-Dichtung, Jobangebote, Zwangsversteigerungen, Ratschläge für Verarmte ... und was war noch mit dieser Sache, die meine Frau kürzlich online suchte?

Aber bevor ich wieder zu tief im Selbstmitleid versinken kann, kramt Jamie – abermals in seinen aufgeregten Sing-sang verfallend – eine Anekdote hervor: »Du könntest es wie mein Cousin Marshall machen. Der Mistkerl trug einen Katheter. Der war mit 'nem Beutel verbunden, mit der Pisse von 'nem anderen drin. Und jetzt durchleuchtet er Gepäck am Flughafen. Und er hat Chancen auf einen Job bei der NTSA, mit Sicherheitsfreigabe. Kein Scheiß, der Typ hat jemand, der ihn vor unangemeldeten Tests warnt. Er hat den Katheter voll fremder Pisse immer in seinem Spind. Und wenn ein Test ansteht, hängt er sich das Ding um.«

Im Rückspiegel sehe ich Skeet aus meiner Milchflasche trinken.

He. Das Zeug kostet fast zwei Dollar pro Liter.

Verdammt gutes Gras. Sehr viel besser als das staubige, braune Kraut, das wir damals auf dem College geraucht haben. Und wieder muss ich an meine Mutter denken. An den Ärger, den wir im ersten Semester in den Weihnachtsferien hatten, als sie beim Waschen in der Tasche meiner 501 zwischen den Pennies und Flusen – sie hasste das rasselnde Geräusch von Kleingeld in ihrem Trockner – einen einzelnen Joint fand. Wie ich versuchte, sie davon zu überzeugen, es sei eine zusammengerollte Notiz von einem Freund, und sie

mich fragte, ob ich sie für dumm verkaufen wolle. Was ich verneinte, dabei war ich achtzehn und hielt meine Mutter natürlich für dumm. Obwohl meine Eltern damals noch zusammen waren, erzählte sie meinem Vater nie von dem Joint. Und ich fühle mich schrecklich, wo sie doch so grundanständig war, während ich mich wie ein Arsch verhielt. Ich vermisse sie fürchterlich, dabei ist es vermutlich nur gut, dass sie nicht hier ist, weil ich es nicht ertragen könnte, wenn sie die Geschichte von Jamies Cousin Marshall hören würde, wie er Taschen durchleuchtet und anderer Leute Pisse pisst, während er nach Schuhbomben Ausschau hält und uns vor den Typen beschützt, die das nächste 7/11 planen.

Mann, das ist außergewöhnlich gutes Gras ...

Und die Party ist nicht wie die Partys, an die ich mich erinnere. Acht junge Typen, klein und fett, groß und dünn, schwarz, braun, weiß, abgelehnte Abercrombie-Models, stehen in einem Blumenbeet vor einem Wohnblock gegenüber einer geschlossenen Pizzeria herum, rauchen, lachen, trinken Starkbier aus der Dose, reden krass und Alter und Scheiße. Ich passe mich prima an – obwohl ich mich nicht dran erinnere, wann ich Skeet meine Slipper gegeben habe –, laufe auf Socken, sauge an der Pfeife wie ein Taucher am Sauerstoffschlauch, während ich Gesprächen folge, die mir nichts sagen: über Musik, die ich nie gehört habe, »knackärschige Hammertussen«, die ich nicht kenne, jemandes »abgerockte Schrottkarre«. Ich entnehme diesen Gesprächen, dass meine neuen Freunde zwischen neunzehn und zweiundzwanzig sind, teilweise ein Community-College besucht haben, hin und wieder irgendwelchen schlecht bezahlten

Teilzeitjobs nachgehen, ein bis fünf Anklagen wegen Drogenbesitzes auf dem Buckel haben, und denke daran, wie ich und meine Schlips tragenden Schreiberkollegen immer gegen siebzehn Uhr im Newsroom der Zeitung im Halbkreis vor den Fernsehnachrichten standen, mit verschränkten Armen in unserem eigenen Code über unsere Frauen und unsere Autos, über PR-Fuzzis, Internetblogs und den Dow Jones sprachen. Ich überlege, ob die Welt vielleicht aus kleinen Runden wie dieser und jener besteht, dass sich solche Runden womöglich kaum unterscheiden – abgesehen von den Codes, mit denen die Informationshäppchen ausgetauscht werden –, dass irgendwo ein paar terroristische Verschwörer in ihrer eigenen kleinen Runde zusammenstehen, von einem unterkühlten Fuß auf den anderen treten und nicht über den großen Teufel Amerika hetzen, sondern über Ahmeds knackärschige Hammertussi und Mahmouds Schrottkarre tratschen. Und das ist der Moment, in dem ich mir wieder meine Jungs ausmale, wie sie eines Tages in ihrer eigenen Runde zusammenstehen – eine verlorene Generation – und sich, während sie immer potenter werdendes Gras rauchen, über ihren Loser-Dad unterhalten, der alles versaut hat, nachdem er in der *Großen Rezession* unter die Räder kam. Oder wie immer sie es in den Geschichtsbüchern oder den Geschichts-MP3-Dateien nennen werden. Himmel, ich bin erst sechsundvierzig ... ich kann auf solche Großvater-Gedanken verzichten, aber ich fühle mich so alt, so arbeitslos, so überholt, Sackgassentechnologie, ein unfähiger Schrotthaufen, kaputt, kaputt, kapu ...

»Warte«, einer der Möchtegerngangster unterbricht mein zeitlich verzerrtes Selbstmitleid. Es ist der am Hals tätö-

wierte Jamie, der Verlässlichere, der stille Anführer. Er beugt sich zu mir vor: »Alter! Bist du nicht auch tierisch ... hungrig?«

Ich hüpfte auf durchnässten Socken vor diesem Wohnblock auf und ab, puste in kalte Hände, die jemand anders zu gehören scheinen, denke an meine Söhne zu Hause im Bett und an die vielen Möglichkeiten, wie ich sie immer noch im Stich lassen kann, und es ist wahr ...

Ja! Ich bin so! Hungrig!

Aber vielleicht sind wir alle hungrig
hungrig nach den warmen Lichtern
und engen Gängen des Nacho-Mais-
Sour-Cream-Zwiebel-und-Kräuter-
Barbecue-Segens – und wieder
fahre ich die Jungs, Skeet und Jamie

und als wir ankommen, bin ich hypnotisiert von den katzenäugigen Rücklichtern des aufgemotzten Ford Festiva, dem ich folgen sollte. *Verdammt, kann der fahren.* »Alter!«, sagt Jamie, woraufhin Skeet stolz lacht. Jamie sagt: »Lass die Finger von der Milch, Skeet!« Und ich kann mich vor Lachen nicht mehr halten, als Jamie erklärt: »Der Kerl ist laktoseintolerant, yo.« Wo sonst findet man diese Gemeinschaft der Hungrigen – und diesen Geruch – als bei der grünen Fläche mit den orangefarbenen Streifen, dem schieren, heißen, weißen, hellen Segen eines weiteren ...

... 7/11. Und hier bin ich, genau wie meine Mutter es befürchtet hat. Total weggeschossen, arbeitslos, nur noch eine Woche davon entfernt, mein Haus und vielleicht meine

Frau und Kinder zu verlieren, stehe ich mit meinen neuen Freunden in einer Schlange, die sich rekrutiert aus: (1) einem Gangster in Jogginghose, (2) einem Typ in Baggy-Jeans, (3) einem Jungen mit Kapuzenpulli, (4) noch einem Gangster in Jogginghose (und meinen Slippers) und zu guter Letzt (5) einem arbeitslosen Mann mittleren Alters in Chinos, Kolani, Polohemd und nassen Socken – und ja, Mom, in einer idealen Welt hätten wir ein offenes Lebensmittelgeschäft finden können. Aber es gibt nun mal einfach Zeiten, in denen man in die Welt hinausgehen und sich an dunkle, unbehagliche, gefährliche Orte begeben muss. Also gehe ich ...

Geradewegs zur Kühltruhe folge ich dem Lockruf eines Burritos, den ich an mich reiße, auspacke und in die Mikrowelle werfe – in patschnassen Socken auf und ab hüpfend beobachte ich das Ding, wie es sich im Licht dreht, ein Jesuskind im Inkubator –, als Skeet plötzlich austickt. Durchdreht! Völlig ausrastet! »Schalt das aus, Mann! Der Scheiß ist pures Gift, Mann! Die verstrahlen uns mit dem Mist, verwandeln uns in radioaktive Zombies!« Mit zusammengebissenen Zähnen versucht Jamie den armen Jungen zu beruhigen, aber Skeet kommt nicht runter. Er kreischt bloß und zeigt dabei auf die summende Mikrowelle, als der Kassierer, der Rahjiv dieses Ladens, brüllt: »Schafft diesen zuge-dröhnten Kerl hier raus, bevor ich die Bullen rufe!« Worauf alle schreien: »Chill, Mann, chill!« und »Was hat er sonst noch eingeworfen?« und »Der fährt immer so'n Film, yo!« und »Nicht die Bullen rufen, der Typ ist auf Bewährung!«.

Und da fällt mir ein: *Ich bin ein Erwachsener*, ich kann ... etwas machen ... ich kann das richten, meine Jungs be-

schützen, die Welt in Ordnung bringen, also packe ich Skeet bei seinen runden Schultern, spüre sein rasendes Herz, blicke ihm in die aufgerissenen Augen und sage ...

»Skeet. Sieh mich an. Das ist keine atomare Strahlung. Es sind nur Wellen. Wie Klangwellen«, meine Stimme wird sanfter, langsamer. »Winzige ... Wellen.« Tief durchatmen. »Wie positive Schwingungen, klar? Deshalb nennt man sie *Mikrowellen*. Verstehst du?« Er atmet immer noch schwer, als ich nicke und die Mikrowelle klingelt. Skeet blickt hinüber, noch immer keuchend. Es ist jetzt ganz still im Laden.

Nach einer Sekunde nickt Skeet zurück. Lächelt. Alles wird. Gut.

Ich gebe ihm einen Klaps auf die Schulter, schnappe mir meinen dampfenden Burrito und stelle mich in die Schlange, um zu bezahlen – nehme meinen Platz unter den Hungernenden und Elenden ein, den Paranoiden, gähnend vor Angst, den hungrigen, einsamen, verlorenen Kindern, verlassen von ihren arbeitslosen Vätern, Männern, von den Mikrowellen der Geschichte, einer Generation unglückseliger, vom Pech verfolgt, inkompetenter Väter, die keinen Schimmer haben, wie sie die Dinge richten sollen, keine Ahnung, was sie tun sollen, außer nach Hause zu gehen, sich den inkubierten Babys zu stellen, die in ihre leeren Crispies-Schüsseln starren, und zu gestehen ...

Tut mir leid. Aber Skeet hat die ganze Milch getrunken ... kurz bevor er ausgerastet ist.

Oh, ich bin so ein beschissener Vater, beschissener Ehemann, beschissener Mensch. Ich habe meinen beschissenen Job verloren, verliere mein beschissenes Haus, bin am beschissenen Boden zerstört, wie ich hinüberstarre auf die

Slush-Puppie-Maschine, in den niemals endenden, feuchten, augenblicklich hypnotisierenden Strudel aus ...

Banane-Himbeere-Cherry-Cola-Piñacolada! So friedlich. Immer weiter dreht er sich. Diesem feuchten Mischmasch der Geschmacksrichtungen könnte ich ewig zusehen, als Jamie sich an mich heranschleicht und flüstert: »Ich werde sie alle durcheinandermischen, Mann«, wie ein Soldat, der sich freiwillig für eine Selbstmordmission meldet.

»Gehe mit Gott«, flüstere ich, und ohne zu zögern stürzt sich Jamie geradewegs in den eisigen Piñacolada-Wirbel, dann nacheinander in Cherry-Cola, Himbeere, bis zum Ende. Er lächelt. Unglaublich stolz trete ich vor, um meinen Burrito zu bezahlen, mein Blick fällt auf die Armbanduhr des Verkäufers, und ...

... nur für eine Sekunde ... kann ich sie nicht lesen ... als hätte ich vergessen ... was die Ziffern bedeuten ... oder vielleicht ... stelle ich mir bloß vor ... wie es wäre ... zu vergessen, was sie bedeuten ...

Ich verbringe Tage damit, die Uhr dieses Typen anzustarren, bis sich der zweite Zeiger schließlich bewegt und die Position der Zeiger im Verhältnis zu den kleinen Ziffern eine Erinnerung daran weckt, wie dieser spezielle Mechanismus funktioniert (eine Erinnerung aus dem Kindergarten: Miss Bean in kniehohen Stiefeln steht über mir und bewegt die Zeiger einer Uhr mit Sonnengesicht). Ich verbinde die Beziehung dieser Symbole mit einem System, mit dem man die Bahn der Erde um die Sonne verfolgt, als in einem Wald von Synapsen die Funken eines Musters theoretischer Konstrukte (Zeit, Raum, kniehohe Stiefel) aufflackern und zu einem um sich greifenden Feuer auflodern, das ein an ein

Wunder grenzendes, abstraktes Verständnis repräsentiert, einen Erkenntnissprung von Einsteinschen Dimensionen: *Es ist vier Uhr dreißig am Morgen*. Das heißt, ich kann es schaffen, ich kann rechtzeitig zu Hause sein, um meinen Jungs noch eine Stunde beim Schlafen zuzusehen, bevor sie aufstehen müssen.

Und in meinem Kopf folgt der Nissan Maxima meiner Pflichten dem Ford Festiva meines Leichtsinns in diesen Minimarkt der Erkenntnis:

He!

Hier kannst du neue Milch kaufen!

Aber die kostet fast zwei Dollar pro Liter.

Vor dem Laden verschwinden Skeet und Jamie mit dem Typen im Festiva. Ich winke zum Abschied mit meiner neuen weißen Flasche und bin voll der Liebe für das kühle Schwarz des nahenden Morgengrauens, der Liebe für meine Jungs, der Liebe für fettarme Milch.

Die Heimfahrt ist herrlich. Das Licht der Straßenlaterne – leuchtende Flutwellen in der Morgendämmerung.

Ich pruste vor Lachen. Stecke verstoßen den Schlüssel ins Schloss, als wäre ich wieder sechzehn. Mein alter seniler Vater liegt schlafend auf dem Klappsofa im Wohnzimmer, im Fernsehen läuft der Sportkanal. Dasselbe Programm, das wir uns angesehen haben, als ich ging, um Milch zu holen ... vor fast vier Stunden. Dad rührt sich nicht. Ich versuche, ihm die Fernbedienung abzunehmen, aber er presst sie an die Brust wie ein Schmusetuch, also schalte ich den Apparat von Hand aus, wie früher. Jeden Abend zeigen sie die zehn besten Spielzüge des Tages, und ich denke: Was, wenn es im Leben auch so wäre? Wenn wir vor dem Zubettgehen

unsere eigenen, täglichen Höhepunkte sehen könnten (Nummer 4: Skeet flippt wegen einer Mikrowelle aus)?

Ich hole die Milch aus der Tasche und stelle sie in den Kühlschrank. Welch herrlicher Anblick: Mozzarella-Sticks, Martini-Oliven – ich schlinge wie ein Hai, ohne Reue, schwebe die Treppe hinauf, wo Lisa im Bett liegt, ihr strubbeliges kurzes Haar schmiegt sich ans Kissen. Meine Frau ist wirklich reizend – jeder sagt das, aber in letzter Zeit hat das Wort so einen vorwurfsvollen Unterton, als wäre womöglich etwas Beunruhigendes daran, wenn eine erwachsene Frau sich das Reizende bis in die Vierziger hinein bewahrt. Vielleicht ist das unser Problem. Vielleicht ist Lisa einfach *zu* reizend, zusammengerollt zu einem reizenden kleinen Knäuel, den reizenden Rücken der zutiefst unreizenden Leere zugewandt, die dort herrscht, wo ich nicht schlafe. Ihr reizendes Handy auf ihrem Nachttisch, wo sie es zweifellos abgelegt hat, nachdem sie mit ihrer alten Flamme SMS ausgetauscht hat. Ich spiele mit dem Gedanken, sie zu wecken, um ein wenig eheliche Zuwendung zu betteln. Vielleicht können wir diese Sache ja so bereinigen, wie wir unsere Probleme gelöst haben, als wir siebenundzwanzig waren. Aber wir stecken mitten in einer sexuellen Trockenperiode, und nach einem ihrer Online-Chats zu urteilen, den ich heimlich gelesen habe, ist sie dieser Tage kein großer Matt-Fan. So oder so ist dies vermutlich nicht der beste Zeitpunkt, meine reizende Frau zurückzugewinnen, in Anbetracht meiner British-Columbia-Gras-und-Burrito-Fahne und der Tatsache, dass ich ihr nicht erzählt habe, dass wir das Haus bereits nächste Woche verlieren könnten. (Ich male mir aus, es ihr zu gestehen, während wir es miteinander treiben: Ja,

ja, ja! Oh-Mann-ist-das-gut-wir-werden-jeden-Moment-rausgeschmissen!)

Also ziehe ich mich in den Flur zurück, die Zimmer der Jungs liegen sich gegenüber. Ich halte kurz inne, die Fäuste in den Hüften. Wache. Superheld. Sie zu beschützen und zu ernähren – das ist alles, was ich will. Aber ohne Job? Ohne Perspektiven? Ohne Geld? Was hat der Mann noch gesagt: *Es besteht immer Hoffnung, nur nicht für uns.* Trockener Mund. Zwanzig Kilo schwerer Kopf.

Ich blicke mich um. In *meinem Haus*. Zumindest für eine Weile ist es das noch, bevor es an Providential Equity zurückfällt, oder welche Firma auch immer die Firma kauft, die die Firma gekauft hat, die das Bündel roter Wechsel gekauft hat, in dem auch die unseren stecken. Oder ist das jetzt zu dramatisch, zu viel Selbstmitleid? (Sie werden euch euer Haus nicht einfach wegnehmen. Sie wollen, dass ihr zahlt. Ihr seid genau die Sorte Hausbesitzer, auf die sie stehen. Sie werden tun, was sie können, damit ihr hierbleiben könnt.) Nein, ich muss lediglich flüssig werden, etwas Geld auftreiben, guten Willen demonstrieren, jemanden von der Hypothekenbank ans Telefon kriegen und sie davon überzeugen, dass wir ein wenig mehr Zeit brauchen ... das ist alles ... ein Monat ... was ist schon ein Monat ... ein einziger Monat für einen Journalisten Mitte vierzig ... um einen Job zu finden ... während einer Wirtschaftskrise ... in der die Zeitungen schneller bankrottgehen als Investment-Banken.

Völlig fertig lehne ich mich gegen die Wand. Wen will ich hier verarschen? Ich kann niemanden retten. Vielleicht hat Skeet recht. Vielleicht verstrahlen sie uns wirklich. Vielleicht

sind wir schon tot. Mom wusste, dass es immer noch ein weiteres 7/11 geben würde. Und plötzlich verstehe ich, dass sie sich nicht um ihrer selbst willen vor dem Terrorismus fürchtete. Sie ängstigte sich um mich, um ihre Kinder und Enkelkinder, um all die hungrigen, verlorenen Jungs. Fürchtete um die Welt, die sie bald verlassen würde. Als sie dort im Sterben lag, muss ihr klar geworden sein, dass sie nichts mehr tun konnte, um die Menschen zu beschützen, die sie liebte. So wie es nichts gibt, was ich noch für meine Jungs tun kann. Meine Jungs, die allein und schutzlos in den engen, warmen Gängen einer Welt, die ihren Verstand übersteigt, eines Tages ausrasten werden. In Anbetracht der Hilfe, die ich ihnen noch sein kann, könnte ich ebenso gut tot sein. (Meine Jungs bewegen sich im Schlaf, sie akzeptieren, dass dies nun ihre furchterregende Welt ist, ihre harte, harte Welt: *Zieh weiter, alter Mann, ruh dich aus, geh schlafen.*) Im Getümmel meines Kopfes läuft ein Medley aus Nachrichten von Krieg und Instabilität, dem Zusammenbruch der Finanzmärkte und schlechten Schulen, Tilgungsaufschub, Zwangsvollstreckungen, Zwangsräumungen, Zynismus, Klimakatastrophe, 7/11 – die Melodie wechselt zu meiner persönlichen Erkennungsmelodie (*Concerto des Versagens und Bedauerns in E-Moll*), während mir das Leben aus den Füßen sickert, auf dem Flur Lachen bildet ...

Doch als ich es am wenigsten erwarte, kommt der Frieden, und ich lächle. Denn so kaputt die Welt ist, so düster die Zukunft zweifellos dräut, so düster sie sich für meine Mutter offenbarte, als sie an jenem Tumor starb, der uns alle dahinraffen wird, so gibt es doch eine Wahrheit, die ich nicht leugnen kann, eine Sache, die mir kein Gläubiger zu nehmen

vermag, selbst während meine verlorenen Söhne sich in der kalten Unwissenheit des nahen Morgenrauens im Schlaf bewegen. Sogar während mir das Leben selbst entrinnt, in den Berberteppich sickert, in die Risse meines ausgedörrten Grabes, muss ich zähneknirschend eingestehen ...

... das war ein verdammt guter Burrito.

2

GIVING TO CHARITY

He, heut kommt jemand und reinigt die Sprinkler«, sagt Lisa, während sie durch die Küche wirbelt im wehenden Rock, und ich kann den Kopf kaum aufrecht halten – hatte ich was versäumt?

Ah, jetzt erinnere ich mich: schlafen. Ich hatte versäumt zu schlafen, nachdem ich high vom 7/11 nach Hause kam. Stattdessen verbrachte ich die Stunde vor der Morgendämmerung damit, mir Sorgen zu machen und zwischen CNN und dem Cartoon Network hin und her zu schalten – Politik am Fließband versus *Mit List und Tomahawk*, die internationale Finanzkrise versus *Mäusejagd und Katzenjammer*.

Wie es aussieht, bin ich immer noch stoned – und ein großer Befürworter modernen Dopes. Ein echter Fan. Tatsächlich wünschte ich, ich könnte in den Typen investieren, der mit dem Stoff da oben in British Columbia Frankenstein spielt. Bei meiner Zeitung gab es einen schrulligen

alten Politikreporter namens Abe Cowley, der immerzu schwadronierte: »Die Kids von heute sind im Arsch«, denn sie würden nie in der Lage sein, sich Grundbesitz zu kaufen oder Jobs zu finden. Ich konnte seinem Gerede nicht immer ganz folgen, aber wenn es mir jemals wieder zu Ohren kommen sollte, werde ich sagen: »Genau, Abe, du hast völlig recht, die Kids von heute haben keine Zukunft, aber verdammte Hacke, hast du mal ihr Dope probiert?« Teddy greift über den Tisch nach der Milch. Ich muss daran denken, wie viele Stunden und Hirnzellen ich investiert habe, um diese einfache weiße Flasche zu bekommen, und bin seltsam stolz. Lisa rauscht erneut durch die Küche. Diesmal hat sie ihre Jacke an und sagt: »Vergiss nicht, das Wasser abzudrehen und die Schläuche aufzuwickeln, bevor du die Kinder zur Schule bringst.« Als ich nicht reagiere, fragt sie: »Matt?«

Unter dem Tisch schlage ich die Hacken zusammen.
»Jawohl, Herr Kommandant.«

Merke: Künftig auf Nazi-Humor zur Auflockerung des Ehelebens verzichten.

Der kluge, rundliche Teddy schiebt die Milch seinem schwächtigen, kleinen Bruder Franklin rüber. Der stößt dagegen, die Flasche wackelt, der Inhalt schwappt auf die Frühstückstheke. Die heutige Milchpfütze hat die Form des Staates Florida. Ich hole ein Geschirrtuch und wische alles auf.

»Ich kann doch die Sprinklerdüsen reinigen«, sagt mein verwirrter Vater. Er hat einen seiner helleren Momente. Mit klaren Augen starrt er aus dem Fenster, das graue Haar steht wie Kaktusstacheln von seinem Kopf. Den Blick auf den Horizont gerichtet, hält er nach etwas Ausschau, umklammert seinen Kaffeelöffel wie ein Kampfmesser. Vor ihm liegen zwei



Jess Walter

Die finanziellen Abenteuer des talentierten Poeten

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 384 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-89667-518-7

Blessing

Erscheinungstermin: Mai 2014

Matt Prior hat alles, was der amerikanische Durchschnittsbürger sich wünscht: ein Haus in einer Vorortsiedlung, eine hübsche Frau, zwei Kinder. Doch sein Plan, sich als Lyriker zu etablieren, scheitert.

Und als er auch noch seinen Job als Wirtschaftsjournalist verliert, weiß er plötzlich nicht mehr, wie er seine Schulden bezahlen soll. Seine Gläubiger aber sind ungeduldig, und er muss innerhalb kürzester Zeit 30.000 Dollar aufreiben, um nicht seine gesamte Existenz zu verlieren. Dann trifft er nachts beim Milchholen im Supermarkt um die Ecke auf zwei jugendliche Kiffer, raucht seinen ersten Joint seit Jahren, geht auf eine Party, und plötzlich kommt ihm eine folgenschwere Idee, wie er seine Geldprobleme lösen kann.

Der preisgekrönte Autor Jess Walter präsentiert einen sympathischen Helden des Alltags, der kreativ und tapfer versucht, die nicht endenwollenden Konsumwünsche seiner Familie zu erfüllen – eine ausgelassene Satire auf das zerbröselnde Lebensmodell der Mittelschicht.